

Homo Duplex

Ein Beitrag zur Heimatdebatte



Eva Leipprand ist Vorsitzende des VS - Verband deutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller, Augsburg

Es war ein Skandal, der da 2001 durch den deutschen Blätterwald rauschte: Die Augsburger wollten die Aphrodite nicht haben, die kantige Brunnenfigur von Markus Lüpertz. In der Maximilianstraße, der Identitätsachse der Stadt, sollte den drei Renaissancebrunnen ein vierter Brunnen hinzugefügt werden, eine Frau den drei Männern, die bisher den Straßenraum dominierten, eine moderne Plastik den durch die Jahrhunderte als Wahrzeichen der Stadt legitimierten Figuren. Der Blick auf die berühmten paritätischen Ulrichskirchen sollte auf einmal ganz neu gedeutet werden. Die Auseinandersetzungen um das Kunstwerk waren heftig, es wurde viel gebrüllt, schnell fielen Wörter wie »Mob«, »Banausen« und »Druck der Straße«. Aber auch die Befürworter des Projekts mussten erkennen: Diese Planung bedeutete einen tiefen Eingriff in die Symbolsprache der Stadt. Eine Stadtgesellschaft, die darüber nicht in Wallung gerät, die taugt nichts. Ums Geld ging es nicht – die Aphrodite war ein Geschenk der Herausgeberin der örtlichen Zeitung. Dass die Augsburger sich so stark aufgeregt haben, zeigt, dass es um Heimat ging – und zwar auf beiden Seiten. Die einen wollten, dass

alles so bleibt, wie es ist, die anderen wollten in einer Stadt zu Hause sein, die Mut hat zu neuen Bildern.

Der Begriff Heimat wird heute mit spitzen Fingern angefasst. Er ist schwer kontaminiert und heikel, weil mit tiefem Gefühl verbunden. Dieses Gefühl kann missbraucht werden und ist missbraucht worden, es lässt sich gefährlich leicht instrumentalisieren. Aber es ist da, es ist wirkmächtig. Man muss damit rechnen. Man darf aber auch darauf zählen. Denn Heimat bedeutet auch Zugehörigkeit und Gemeinschaft.

Wirtschaftlicher Wohlstand allein schafft keine Lebenszufriedenheit. Das zu glauben war einer der großen Irrtümer der letzten Jahrzehnte. Der Homo Oeconomicus schert sich wenig um ein Miteinander oder gar einen höheren Sinn. Er ist aber auch nicht der ganze Mensch. Der ganze Mensch, so meint Jonathan Haidt, Professor für Moral- und Kulturpsychologie, ist ein Homo Duplex.¹ Er verfolgt gerne seine eigenen Interessen, möchte aber auch Teil einer Gruppe sein: »Wir Menschen haben eine Doppelnatur – wir sind egoistische Primaten, die gerne Teil sein wollen von etwas, das größer und edler ist als wir

selbst.« Ohne diese Doppelnatur hätte es der Mensch in der Evolution nicht so weit gebracht. Die Fähigkeit zum Altruismus, zur Hilfsbereitschaft, zur Kooperation in der Gruppe ist immer sein Wettbewerbsvorteil gewesen. Diese Fähigkeit wird mit einem guten Gefühl belohnt, wie wir auch aus der Glücksforschung wissen. Was macht denn ein gutes Leben aus? Zu einer Gemeinschaft zu gehören und ihr zu vertrauen, die gesellschaftliche Welt mitzugestalten und einen sinnvollen Beitrag dazu zu leisten.² In diesem Sinne ist das gute Leben auch ein Schlüsselbegriff, wenn es um die Transformation unserer Gesellschaft in Richtung Nachhaltigkeit geht. Für diese Aufgabe taugt der Homo Oeconomicus nicht, dafür brauchen wir den Menschen, der sich auch als Teil eines Ganzen fühlen kann.

Wird die Nation als dieses Ganze empfunden, das »größer und edler ist als wir selbst«, dann kann der Homo Duplex, wie die Erfahrung lehrt, enorm zerstörerisches Potenzial entwickeln. Diese Ebene ist aber gar nicht die erste Wahl, wenn es um Heimat, um Gefühle der Zugehörigkeit geht. Schließlich ist der nationale Gedanke gerade mal 200 Jahre alt; die Nation ist kein absoluter

Wert, sondern ein Zeitphänomen, Ausdruck eines bestimmten historischen Entwicklungszustands, der sich weiterentwickeln kann und wird. Die aktuellen Abspaltungsbewegungen überall in Europa könnten Vorboten eines solchen Wandels sein – hin zu kleineren oder auch zu größeren Einheiten. »Nationalstaaten sind nicht der Souverän. Souverän ist immer nur der Bürger«, meinte die Politikwissenschaftlerin Ulrike Guérot auf dem Kulturpolitischen Kongress 2017. Es gehört zur Erfolgsgeschichte der ökonomistischen Weltinterpretation, dass es ihr gelungen ist, den souveränen Bürger in Teilaktivitäten aufzuspalten, in User, Nutzer, Verbraucher, Kunden, und damit seine Verantwortung für das große Ganze verschwinden zu lassen. Er muss wieder zurückfinden zu der Erkenntnis, dass seine eigenen Interessen mit den Interessen einer größeren Gruppe verknüpft sind, und zwar auf der Ebene, wo er sich zu Hause fühlt – ob im Dorf, in der Stadt oder in Europa oder auch als Weltbürger.

In den letzten Jahren hat unsere Gesellschaft immer mehr Menschen aufgenommen, die von weit her kommen und ihre Zugehörigkeit verloren haben. Sie suchen nun nach einer sinnvollen Rolle in der neuen Gesellschaft, während manche von denen, die schon länger hier sind, ein Gefühl der Verunsicherung, der Orientierungslosigkeit erleben. Da ist die Angst, die Heimat könnte sich bis zur Unkenntlichkeit verändern. Was kann die Politik hier tun? Seit der letzten Bundestagswahl mit ihren verstörenden Ergebnissen wird alles Mögliche diskutiert. Ein nationales Heimatministerium gründen? Ist das wirklich eine gute Idee? Auf Länderebene gibt es das schon. In Bayern wirkt ein Heimatminister, der die Ansiedlung von großflächigen Betrieben und Einkaufszentren samt der dazugehörigen Zerstörung der Landschaft für ein brauchbares Mittel gegen den Zuwachs der AfD in ländlichen Gegenden hält. Vernünftiger klingt, was die Heimatministerin Ina Scharrenbach³ in Nordrhein-Westfalen zu sagen weiß: Heimat hat offene Arme und entwickelt sich weiter. Heimat ist Querschnitt und hat mit Integration, Umwelt, Wohnen und Städtebau zu tun. Und natürlich mit Kultur. Hierfür hat der Deutsche Kulturrat in seinen 15 Thesen zu kultureller Integration und Zusammenhalt bereits eine Vorlage geliefert.⁴ Wichtig ist dabei, das Heimatgefühl als Wunsch nach Zugehörigkeit nicht zu

verachten, sondern wertzuschätzen, und zwar bei allen, den Dazugekommenen wie bei den schon Dagewesenen.

Dafür sind überschaubare Räume am besten geeignet. Die Stadt zum Beispiel ist ein besseres Pflaster als die Nation. Zugehörigkeit kann hier ganz unterschiedlich erlebt werden. Was für den einen der Trachtenverein oder das Fußballteam, ist für die andere der interkulturelle Garten, gemeinsames Theaterspiel oder die Traditionspflege des Herkunftslandes; die Begegnung mit der Geschichte im Museum oder die Teilnahme an einer Sitzung des Ortsvereins, an einer Flüchtlingsinitiative oder einem Rockkonzert.

Die Kulturpolitik kann hierfür einen Rahmen bieten und Plattformen zum Dialog; sie kann die vielfältigen Initiativen aus Zivilgesellschaft und Kulturszene unterstützen und auch den einen oder anderen Anstoß geben. Ihre Aufgabe ist es aber auch, das kulturelle Gedächtnis der Stadt zu pflegen, das Unverwechselbare hervorzuheben, als gemeinsames Dach für die unterschiedlichen Heimatgefühle: Das ist meine Stadt, da gehöre ich hin. Jede Stadt hat ihre eigene Stadtpersönlichkeit, ihre eigene Biographie, die sich entwickelt und verändert und dabei doch immer die eigene Identität bewahrt.⁵ Der Schutz der kulturellen Vielfalt, den die UNESCO-Erklärung von 2005 verlangt, gilt auch hier und gibt Halt in Zeiten der digitalisierten globalen Welt.

Dieses gemeinsame Dach lässt sich durch Feste stützen, durch die Öffnung der Institutionen (Büchereien, Theater und Museen) oder durch Leitbildprozesse, in denen man sich auf Bilder und auch Werte einigt, in denen sich alle wiederfinden. Es wird weiterhin Konflikte geben, aber sie können nun auf festem Boden ausgetragen werden.

In einer Stadt, die allen gehört, kann jede und jeder kreativ an der Identität der Stadt mitarbeiten und damit auch Verantwortung für ihren Weg in die Zukunft übernehmen. Die Identifizierung mit der Stadt birgt dabei nicht das Aggressionspotenzial, das die Identifizierung mit der Nation produziert. Die Gewissheit vom Wert der eigenen Stadt ist mit Weltoffenheit bestens vereinbar.

Wie kann eine solche »Heimatpolitik« aussehen? Sie ist mit Sicherheit ressortübergreifend und partizipativ. Heimat für alle zu schaffen und zu erhalten ist ein zivilgesellschaftliches Projekt und kann im besten Falle Hand in Hand gehen mit dem Einsatz für eine nachhaltige Entwicklung in der Stadt. Leitfragen könnten sein: Welche Vision haben wir für unsere Stadt in der Zukunft? Wie können wir sie so gestalten, dass sie bei allem Wandel ihren Charakter behält und zugleich Platz hat für unterschiedliche Lebensentwürfe? Dass sie öffentliche Räume als Gemeingüter zur Verfügung stellt, die allen gehören? Dass sie so eingerichtet ist, dass nachhaltige Wirtschafts- und Lebensweisen leicht und selbstverständlich werden? Dass Heimat nicht heißt, auf Kosten der Heimat anderer zu leben? So könnte sich ein über alle Unterschiede hin gemeinsam betriebenes Projekt entwickeln, »größer und edler als wir selbst«, mit dem Ziel, die Erde für alle als Heimat zu erhalten. Dann hätte der Homo Duplex seinen Wettbewerbsvorteil tatsächlich intelligent genutzt. ■

1 Jonathan Haidt: The Righteous Mind. Why Good People are Divided by Politics and Religion, Penguin 2013, S. 255.

2 Tim Jackson: Wohlstand ohne Wachstum. Grundlagen für eine zukunftsfähige Wirtschaft. Das Update, München 2017, S. 296.

3 Interview mit Christian Wernicke in Süddeutsche Zeitung v. 20.10.2017.

4 <http://kulturelle-integration.de/thesen>.

5 Martina Löw: Soziologie der Städte, Frankfurt am Main 2008.